

Wir produzieren ein – natürlich auch völlig verschobenes – Bild von der Welt ...

Ein Gespräch mit dem ORF-Nachrichtenmoderator Robert Hochner

Medienimpulse (MI): Wie werden bestimmte Segmente der Wirklichkeit in den Medien dargestellt, welche Wechselwirkungen entstehen dadurch, das wäre zunächst ganz kurz die Vorstellung des Schwerpunktes dieser Nummer: Politik und Medien. Als erstes fällt mir dazu das Wort „Inszenierung“ ein – Ereignisse werden inszeniert, um medial vorzukommen, PolitikerInnen inszenieren sich, nicht so sehr um Politik zu machen, sondern um in Medien ein bestimmtes Image zu pflegen. Können wir da überhaupt noch von einigermaßen sachlicher, ausgewogener Information reden?



Robert Hochner (RH): ... daß Politik in den Medien inszeniert wird, ist nicht neu, weil ein gewisser Josef Goebbels das mit einer Perfektion vorgeführt hat, die Gott sei Dank seitdem niemand mehr erreicht hat. Daß man Politik inszeniert in den Medien, Kontrolle über Medien hat, das kennen wir schon, und vieles von

dem, vor allem auch von der Struktur der öffentlich-rechtlichen Medien nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland und Österreich, ist ja unter dem Eindruck dessen entstanden, daß man gesagt hat, nie wieder darf jemand ein so mächtiges Medium so unter Kontrolle bekommen. Aber es ist an sich richtig: In der Demokratie ist Politik zum Teil Inszenierung, aber nicht nur durch die Medien. Die Politik an sich ist ritualisiert, ist inszeniert, also ich nehme das Beispiel einer Kollektivvertragsverhandlung. Das ist natürlich ein Ritual, wo beide Seiten wie bei einem Boxkampf rituell hineingehen und wo auch dann noch die ganze Nacht verhandelt wird, wenn schon vorher klar ist, daß man es in fünf Minuten machen kann. Man darf es nur nicht in fünf Minuten machen, weil weder dürfen die Arbeitgeber in fünf Minuten rauskommen und ihrer Klientel sagen, sie haben nachgegeben, noch dürfen die Gewerkschafter in fünf Minuten herauskommen und ihren Leuten sagen, daß es leider nur zwei Prozent geworden sind statt der fünf Prozent. Also die Politik an sich ist ein Ritual. Nehmen wir den Ministerrat her. Der Bundeskanzler kommt, verkündet etwas, wird gefragt und antwortet darauf freundlich oder unfreundlich, je nachdem, wie die Frage ist. Auch das ist ein Ritual. Aber es stimmt natürlich, daß sich das dann in den

Medien fortsetzt. Die Medien sind Teile dieses Rituals, weil die Medien ja auch Teil der Politik sind und auch von Leuten gemacht werden, die zum Teil zu diesem Ritual dazugehören. Die Pressekonferenz ist dann auch ein Teil der Inszenierung. Es ist nur die Frage, wer dann mehr Regie führt, die Politiker oder die, die in den Medien sitzen.

MI: Da stimme ich Ihnen völlig zu. Auch ich sehe Rituale zunächst losgelöst von den Medien. Menschen brauchen bestimmte Symbole, Menschen brauchen Rituale. Was ich aber gemeint habe – Sie haben jetzt ohnehin auch diesen Aspekt gestreift, den Aspekt, daß die Logik von Ursache und Folge oft umgedreht scheint: Früher berichtete man über ein stattgefundenes Ereignis, heute finden Ereignisse oft statt, damit man darüber berichtet.

RH: Das stimmt schon, das geht dann bis zum amerikanischen Begriff der photo opportunity, die ja nichts anderes mehr ist als ein rein rituelles Symbol, daß der Politiker A ins Weiße Haus eingeladen wird, dort nichts sagen darf und der Präsident hat auch schon vorher erklärt, er wird nichts sagen, aber er darf ihm die Hand schütteln, und wenn dann versucht wird, diese Inszenierung zu durchbrechen, etwa beim amerikanischen Präsidenten Reagan, der immer dazu geneigt hat, irgendwelche Dinge zu sagen, über die seine Berater weniger glücklich waren, dann hat man, wenn es zum Beispiel am Weißen Haus am Flugplatz war, die Anweisung gegeben, die Rotoren des Hubschraubers schon laufen zu lassen, damit er die Fragen nicht versteht und auch nicht antworten kann. Das heißt, auch der Politiker wird von seinen Leuten kontrolliert, daß er nicht ausbricht. Es stimmt, **vielen von dem, was den Medien angeboten wird, ist inszeniert, und die Aufgabe der Medien, so sehe ich das zumindest, ist, bewußten Widerstand zu leisten und sich um die Dinge zu kümmern, die nicht inszeniert werden.** Ich nehme ein extremes Beispiel. Die Mindestrentner, die Pflegebedürftigen, die AIDS-Kranken, die Obdachlosen, werden es fast nie schaffen, ein Medien-Event zu inszenieren, um auf ihre Probleme aufmerksam zu machen, trotzdem ist das eine große Gruppe, eine wichtige Gruppe, und deren soziale Belange sind für Medien, noch dazu für öffentlich-rechtliche wie den ORF, ein entscheidender Faktor. Darüber haben wir zu berichten. Das heißt, es ist ein dialektischer Widerspruch. Die Politik drängt in die Medien, Parteien kämpfen um Marktanteile – ein Teil dazu ist Werbung, und die Medien geben, wenn man so will, unbezahlte Werbung. Und auf der anderen Seite ist es

gerade die Aufgabe der Medien, in die Teile der Gesellschaft hineinzuleuchten, bewußt dem gegenzusteuern, und sich dieser Inszenierung, wo es geht, zu verweigern bzw. diese Inszenierung dann auch als Inszenierung darzustellen. Wir sind Gott sei Dank nicht mehr so naiv, daß, wenn ein Politiker ein Band durchschneidet, weil eine Straße eröffnet wird, wir das feiern und sagen, wunderbar, eine Straße ist eröffnet, der Politiker hat gefeiert, sondern wir sagen, was hat die Straße gekostet, wird es einen Untersuchungsausschuß geben, der die Finanzierung der Straße prüft. Ist diese Straße für die Umgebung wirklich ein Gewinn, oder gibt es Leute, die weniger glücklich über die Straße sind? Das heißt, wir werden uns von der Inszenierung entfernen, und wir tun das auch. Natürlich lernt die Politik dazu, also das Durchschneiden eines Bandes ist heute etwas, wo die Medien sagen, na ja, ob wir dort ein Team hinschicken, das wissen wir nicht. Da werden dann mehr Dinge inszeniert, da wird dann ein Politiker zum Wahlkampf geholt: Ich sage ein konkretes Beispiel: Wenn der Herr Schüssel eine große Wahlkampfveranstaltung hält in der Hofburg, dann holt er sich dazu den Helmut Kohl. Wahrscheinlich nicht deshalb, weil der Helmut Kohl der ÖVP in Österreich so viele Stimmen bringen wird, sondern weil das Gewicht des deutschen Bundeskanzlers der Inszenierung und daher auch der Berichterstattung in den Medien größeres Gewicht gibt.

MI: Im Zusammenhang mit Information, Berichterstattung fallen einem Schlagworte wie Objektivität, Sachlichkeit, Ausgewogenheit, Unparteilichkeit ein. Wie ist es für Sie jetzt persönlich, sich mit diesen Begriffen zu identifizieren bzw. wie gehen Sie damit um?

RH: Den Begriff Objektivität, obwohl er im Rundfunkgesetz vorgeschrieben ist, halte ich für blanken Unsinn. **Objektivität gibt es nicht, und Objektivität wäre wahrscheinlich auch kein wünschenswerter Zustand. Was es geben muß, ist Unparteilichkeit und Fairness.** Wir arbeiten im ORF, also jetzt speziell in den elektronischen Medien unter einem großen Druck: Wir arbeiten unter einem großen Zeitdruck, wir arbeiten de facto immer unter einem Quotendruck, unter einem Druck, schneller zu sein, besser zu sein, was natürlich dazu führt, daß manche Dinge auch falsch sein können und da liegt dann die Fairness darin, das auch offen zuzugeben und zu sagen, wir haben uns geirrt, wir haben dem Unrecht getan. Wir müssen es korrigieren. Aber der Grundzugang muß in Wirklichkeit der sein: In einem Konflikt darf die eigene Position keine Rolle spielen bei der Darstellung der Argumente der beiden Seiten. Das halte ich für Fairness. Und das ist eine sehr diffizile Sache. Ich kann mich noch an Zeiten erinnern, wo die Parteien mit Stoppuhren dabeigesessen sind und gestoppt haben, wie lange ihre jeweiligen Politiker im Fernsehen waren.

MI: Das gibt es nicht mehr?

RH: Das passiert jetzt nicht mehr, weil die Parteien relativ bald draufgekommen sind, daß der Auftritt eines Politikers der Opposition nicht unbedingt dessen Partei hilft, genauso wie ein Auftritt des eigenen Politikers in einer spezifischen Situation nicht unbedingt der eigenen Partei guttut. Aber noch in den 70er Jahren war das noch gang und gäbe. Von dieser Form der Objektivität, die meßbar ist in Auftritten und Längen, haben sich die Parteien Gott sei Dank entfernt, und der ORF hat sich auch davon emanzipiert. Aber wie gesagt, ich komme darauf zurück: Fairness, Distanz, das hat auch etwas mit der persönlichen Haltung zu tun. Ich halte es für schwierig, wenn im österreichischen Journalismus relativ viele Leute Parteibücher haben. Die parteipolitische Ausrichtung von jemandem ist mir egal, und wenn er sich zu einer Partei bekennt, ist das wunderbar, aber das ist ein Grundproblem im österreichischen Journalismus, was mit der kurzen demokratischen Tradition dieses Landes zu tun hat. Weiters spielt natürlich auch die Ausbildungssituation eine Rolle, wir haben keine eigene Journalistenakademie und somit auch keine echte Journalismusausbildung. Damit ist die Gefahr in großen Teilen gegeben, daß **Journalismus die Reproduktion eigener Vorurteile** ist. Ich schlage Nachrichtenmagazine auf, und ich erfahre dort oft nicht wirklich etwas Neues, sondern eigentlich nur die Summe der Vorurteile der Redakteure.

MI: Sehen Sie das allgemein, oder eher auf Österreich bezogen?

RH: Ja, das ist ein österreichisches Spezifikum. Die Suche nach der Wahrheit hat im österreichischen Journalismus noch keinen so hohen Stellenwert. Die eigene Meinung hat man, und die will man auch präsentieren. Das hängt auch damit zusammen, daß etwa die Trennung zwischen Meinung und Kommentar, wie sie im angloamerikanischen Raum ganz strikt durchgehalten wird, bei uns ja praktisch nicht gegeben ist. Die Grenzen sind verschwommen bis nicht existent. Also zurück ...

MI: ... zur Suche nach Wahrheit. Meinen Sie mit Wahrheit Ausgewogenheit?

RH: Nein, die Wahrheit. Ich sage jetzt ein extremes Beispiel. Ich hab' manchmal das Gefühl – und das wird mir wenig Freunde eintragen – daß der österreichische Journalismus nach folgendem Prinzip funktioniert: Die Partei A sagt, also sagen wir mal, die SPÖ sagt $2 \times 2 = 5$, daraufhin geht man mit dem Mikrofon zur ÖVP und sagt, die SPÖ hat gesagt $2 \times 2 = 5$, was sagt ihr dazu? Darauf sagen sie: $2 \times 2 = 11$ und am Abend erscheint die Geschichte dann als Koalitionskonflikt ums kleine 1×1 . Der Versuch, auf die Universität zu gehen und da 'rauszufinden, ob es vielleicht vier sein könnte, wird gar nicht erst ge-

macht. Es gibt in vielen sozialen, sozialpolitischen Konflikten objektivierbare Wahrheiten. Nicht die letzten Wahrheiten, aber doch Dinge, wo man sagen kann, das sind Fakten. Und die kann man präsentieren, und dann sollen sich die Leute ihr Bild darüber machen. Die Berichterstattung ist und wird aber ein Teil der Inszenierung, an dem wir mitmachen. Sie ist natürlich sehr personenzentriert und sehr konfliktorientiert. Wir transportieren Konflikte, die oft gar keine sind. Das klassische Beispiel des völligen Auseinanderklaffens der Realität mit dem, wie es berichtet wird, ist für mich die Parlamentsberichterstattung. Wir bringen im Parlament einen kurzen Ausschnitt, wo sich vier Abgeordnete oder fünf wild betetzen. Daß diese selben Abgeordneten dann fünf Minuten später in der Milchbar sitzen, und der eine zum anderen geht und ihm gratuliert, wie er wieder hineingeblasen hat oder nicht, daß das zum Teil reine Scheinkonflikte sind, das erfährt der Zuschauer nicht. **Der Zuschauer erfährt das Parlament als einen Ort, wo um sein Geld gestritten wird. Daß dort Arbeit gemacht wird, daß es dort Ausschüsse gibt, das erfährt er nicht. Das verzerrt etwa das Bild des österreichischen Parlaments völlig.** Das wird ein bißchen versucht durch die Parlamentssendung, durch das Hohe Haus, zu korrigieren. Es ist ein Prozeß, der aber nicht österreichspezifisch ist, weil ich oft die Berichterstattung im amerikanischen Fernsehen über den amerikanischen Kongreß sehe, und dort ist sie genauso.

MI: Das heißt, diese Streitereien, diese Scheinstreitigkeiten, finden also sehr wohl als Inszenierung statt, wenn ich Sie richtig verstanden habe? Nachher sagen die Akteure, wir waren aber gut?

RH: Ja, natürlich. Es muß in einer spezifischen Situation der Klubobmann einer Partei, der ja meistens die politische Rolle des Wauwau und des Scharfmachers hat, hinausgehen und etwas Furchtbares sagen. Das sagt er nicht, um die andere Partei zu überzeugen. Das wird wohl nicht gehen, sondern er tritt so auf, damit die Wähler der eigenen Partei sagen: „Na, jetzt haben wir es ihnen wieder gezeigt.“ Bringt wenig, aber verändert das Bild der Politik. Ein anderes Beispiel, und ich nehme bewußt einmal jetzt nicht die Politik, um zu sagen, wie wir die Realität durch unsere Auswahl verändern, ist die Kriminalitätsberichterstattung. Die Kriminalitätsberichterstattung wird in allen elektronischen Medien ausgeweitet. Das hat mit dem Konkurrenzdruck zu tun. Die erzeugt ein Unsicherheitsgefühl und ein Gefährdungsgefühl in der Bevölkerung, das mit der realen Gefährdung aber schon überhaupt nichts mehr zu tun hat. Dieses Gefährdungsgefühl aber ist wieder etwas, was politisch benützt werden kann. Das heißt, **die Berichterstattung der Medien, auch wenn sie keinen politischen Hintergrund hat, muß zunächst nicht den geringsten politischen Hintergedanken hegen. Nur die Tatsache, daß sich das dann häuft,**

führt zu einem Klima, das dann politisch genützt werden kann. Das heißt, die Medien verändern durch ihre Berichterstattung natürlich auch die Realität. Objektivität ist der Teil eines Gedankenkonstrukts, das sagt, hier ist die Realität, da sind die Medien, die bilden die Realität ab. Punkt, Ende. Und da sitzt dann der aufgeklärte, völlig rationale Zuschauer und macht sich sein Bild. So funktioniert die Welt mit Sicherheit nicht. Sie funktioniert dadurch, daß Politik mit Emotionen gemacht wird, daß die Medien mit Emotion berichten und daß die Berichterstattung der Medien diese Emotion verstärkt, verändert, in irgendeiner Form kanalisiert. Und das wieder sofort zur Politik zurückgeht.

MI: Was sagt Ihnen der Begriff „freier Fluß von Informationen“? Was halten Sie davon?

RH: „Freier Fluß von Informationen“ ist eine schwierige Sache. Gehen wir einmal davon aus, daß jemand sagt, ich will Information ungefiltert haben. Der nächste Schritt ist unweigerlich, daß er in Information erstickt. Freie Information ist möglich in einem Dorf des Mittelalters, in dem jemand einmal in der Woche oder einmal alle drei Wochen vorbeikommt und erzählt, was er im Nachbardorf gehört hat. Der Rest der Information ist Tratsch, der am Dorfbrunnen stattfindet. Die Menge der Information, die auf uns zukommt, wird durch die elektronischen Wege sicher in einem Ausmaß vervielfacht, daß der freie Fluß von Informationen eine Drohung ist. Ich habe nichts mehr davon. Wenn mir jemand sagt: „Ich will alles wissen und ich such' mir selber aus“, dann sag ich: „Wunderbar, ich geb' dir 8000 Meldungen pro Tag auf den Tisch, und von den 8000 Meldungen kannst du dir dann aussuchen, was dir gefällt.“

MI: Wie schaut zum Beispiel Ihre Arbeit aus, wenn Sie eine ZIB2 gestalten?

RH: Die Aufgabe des Journalisten ist ja, Information zu filtern und zu gewichten. Diese Filterfunktion wird immer wichtiger, weil die Menge der Information immer größer wird. Filterung auch in bezug auf spezifische Gruppen; natürlich wird die Redaktion etwa des Wirtschaftsblattes andere Aspekte der Realität ausfiltern und Mord, Totschlag ausklammern. Für eine Wirtschaftszeitung ist interessant, ob der Aktienkurs um einen Dollar hinaufgegangen ist oder nicht.

MI: Was ist für Sie interessant?

RH: Was ist für uns interessant? Was für mich interessant ist, und ich bin ja nur Teil der Redaktion, sind Dinge, wo ich das Gefühl habe, das sind Konflikte, die die Menschen interessieren, wo man sagt, da brauchen wir nicht lange nachdenken. Wir operieren ja sozusagen in einem Spannungsfeld zwischen Außen- und Innensteuerung. Wenn so wie gestern

(Anm. d. Red.: das Gespräch fand am 5. März d.J. statt) in Israel zum zweiten Mal innerhalb von zwei Tagen eine Bombe explodiert, ist es keine Frage sozusagen, daß das unsere Berichterstattung dominiert. Die Frage ist, was noch? Was suchen wir uns noch aus? Wir haben uns gestern etwa dafür entschieden, die neuen Mautpläne der Regierung zu präsentieren. Wir haben uns entschieden, in Sachen Studentenprotest zu berichten, wie die Studenten auf das Sparpaket reagieren. Das war alles aktuell. Also dieser unscharfe Begriff der Aktualität ist natürlich auch etwas, was uns ...

MI: *Wer ist dieses „Wir“? Die Redaktion der ZIB2?*

RH: Ja, ZIB2, das ist die Redaktion. Es gibt dort einen Ressortleiter, zwei Stellvertreter ...

MI: *Das heißt, sie machen das im Teamwork?*

RH: Natürlich, ich entscheide das nicht. Ich habe Mitspracherecht. Ich mache Vorschläge, weil ich später anfangen, weil ich am Vormittag im Kaffeehaus sitz', Zeitungen lese, weil ich mir zu Hause die APA, die internationalen Nachrichten anschau ...

MI: *Die Vorauswahl wird ja von der Redaktion geleistet, wenn Sie hinkommen ...*

RH: Natürlich, ich weiß dann ungefähr, was wir geplant haben für heute ...

Mein Entscheidungsspielraum in meiner Arbeit als Moderator ist nicht so groß, weil es auch physisch nicht geht. Ich müßte, wenn ich wirklich mitentscheiden müßte, jeden Tag um 9 Uhr im Büro sitzen.

MI: *Wie viele Themen werden Ihnen präsentiert, aus denen Sie, nehme ich an, auswählen können?*

RH: Nein, die letzte Auswahl habe ich nicht, die letzte Auswahl hat der Sendungschef. Ich kann nur an den Diskussionen teilnehmen. Das ist von Tag zu Tag verschieden in einem elektronischen Medium, noch dazu in einer Spätinformationssendung, die auch Rücksicht nehmen muß darauf, was schon die Hauptinformationssendung gebracht hat. Das heißt, meine Entscheidung ist dann, oder besser Mitentscheidung, schaut dann so aus, daß ich sage, „Paßt's auf, Kinder, ich glaube, dieses Thema sollte man größer spielen.“ Ich habe mich gestern sehr dafür eingesetzt, daß wir Israel größer spielen und daß wir daher Beiträge, die wir schon hatten, verschieben.

MI: *Auch die Studiogäste werden von der Redaktion gemeinschaftlich ausgesucht? Und jeder kann Vorschläge einbringen?*

RH: Jeder kann Vorschläge einbringen, und theoretisch könnte ich aufgrund des Rundfunkgesetzes auch sagen: „Bitte, den interviewe ich nicht.“ Was ich

nicht tue, was man mir auch nicht zumutet. Die Leute haben ja auch eine falsche Vorstellung davon, wie ein Studiogast eingeladen wird. Das geht ja nicht nach dem Prinzip, wer war schon lange nicht dran, sondern das hängt ja vom Thema ab. Ein Thema ist in Diskussion, und man sagt, in Ordnung, und wer ist die Auskunftsperson? Wer ist in diesem Konflikt der Beschuldigte, wer ist der, der die Schlüssel zur Problemlösung hat? Wer ist der, der agieren muß?

MI: *Das heißt, im Vordergrund steht das Thema?*

RH: Natürlich. Und daraus ergibt sich eine Anzahl von möglichen Studiogästen. Es gibt Fälle, wo es in der Politik relativ klar ist, welche das sein könnten. Zum Beispiel schickt uns die Europäische Union einen Blauen Brief wegen der Nachtmaut oder wegen der anonymen Sparbücher. Und es ist klar, welcher Politiker oder welche Gruppe von Politikern dann in Frage kommen. Oder aber ein völlig anderes Studiogastprinzip: Günter Grass ist in Wien, das wäre doch ein attraktiver Studiogast. Warum nicht? Kommt also der Günter Grass ins Studio, was auch sehr interessant war. Also, es gibt eine Vielzahl von Motiven.

MI: *Kann man sagen, daß die Auswahl von Themen und auch von Studiogästen eine kollektive Entscheidung ist?*

RH: Ich verstecke mich nicht unbedingt hinter anderen Leuten, nur spielt Gruppendenken im Journalismus natürlich eine große Rolle. Oft ist eine journalistische Entscheidung schwer zu treffen, wenn man sie sozusagen gegen alle Kollegen trifft. Ich habe eine attraktive Geschichte. Alle anderen halten eine gerade eingelangte Meldung für eine große Story. Wir haben nicht Platz für beide Geschichten und entscheiden uns für eine andere. Man irrt sich lieber mit der Gruppe; weil man dann, wenn es schlecht war oder falsch, am nächsten Tag sagt, es war falsch, aber bitte, alle anderen haben es auch auf der Seite eingeklappt. Da gibt es ein gewisses Gruppendenken und es gibt die Homogenität der Journalisten: Jetzt sag' ich einmal ganz brutal, Journalisten sind im Schnitt jünger als der Durchschnitt der Bevölkerung. Das gilt vor allem fürs Fernsehen, wo die Diskrepanz besonders groß ist, die Redakteure sind 33, der Durchschnitt der Zuschauer ist 55 und steigend. Sie sind besser ausgebildet als der Großteil unserer Zuschauer. Sie sind wesentlich besser bezahlt als der Durchschnitt unserer Zuschauer. Zumindestens gilt das fürs Fernsehen. Und das verändert natürlich die Perspektive – daher ist es zum Beispiel für mich wichtig, daß ich mit Leuten rede, die nichts mit Politik zu tun haben, die mir nur in der Straßenbahn oder wo immer etwas erzählen, wie das mit ihrer Rente ist, wie das mit der Pension ist, und und und. Wir haben natürlich durch dieses gerade angesprochene Gefälle die Gefahr, daß wir sozusagen „in einem abgehobenen Raum“, wie das Bruno Aigner so schön gesagt

hat, „die Bodenhaftung verlieren“. Nicht nur die Politiker, auch die Journalisten. Und daß wir uns um Probleme, die einen Großteil unserer Zuschauer betreffen, also Pension, Riesenthema für unsere Zuschauer, „Frauenproblem“, ebenfalls ein Riesenproblem, Problem „Gesundheit“, zu wenig kümmern, weil der 35jährige Redakteur weder an seine Gesundheit noch an seine Pension denkt, und wie hoch der Brotpreis ist, weiß er auch nicht. Das heißt, auch hier sind eingebaute Selektionsmechanismen, die dann sozusagen gruppendurchlässig funktionieren, weil die Zeitungsjournalisten schauen, was im Fernsehen ist, die Fernsehjournalisten schauen sich an, was in den Zeitungen ist.

MI: Und wie ist es mit der Reihung, mit der Gliederung der einzelnen Nachrichten?

RH: Bei der Reihung spreche ich schon oft mehr mit. Ein konkretes Beispiel: Wir haben gestern einen Hintergrundbericht über die Hamas gehabt. Geplant war ursprünglich eine Geschichte über die Linie 18, diese Buslinie in Jerusalem, in der zwei Anschläge waren. Jetzt gerade ist dieser neue Anschlag dazugekommen, und dann habe ich gesagt, wir können eigentlich in dieser aufgeheizten Situation nicht vor dem Schaltgespräch mit dem Korrespondenten das Aufklärungsstück Hamas spielen. Wir müssen es zurückreihen. Und meine Chefs waren einverstanden. Natürlich ist die Reihung im Fernsehen eine relative Sache, weil das Fernsehen irgendwie mit der Seite eins einer Zeitung verglichen werden kann. Solange etwas auf der Seite eins ist, ist es sehr präsent. Das Fernsehen ist nicht mehr als die Seite eins einer Zeitung de facto. Bei uns ist die Reihung heute auch eine traditionelle. Am Schluß kommt der Kulturbeitrag, dann gibt es den Aspekt, daß man Studiogäste, wenn es irgendwie geht, nicht zu lange warten lassen will auf das Interview, aber sonst ist die Reihung nicht ein wirkliches Problem; man versucht – und das ist ein rein technischer Vorgang – nicht zwischen innenpolitischen und außenpolitischen Beiträgen hin- und herzuspringen.

MI: In medienpädagogischen Analysen wird der Reihung relativ viel Gewicht zugemessen. Der Aufbau einer Nachrichtensendung wird demnach nach ganz bestimmten dramaturgischen Gesichtspunkten vorgenommen. Es wird sozusagen ein Stück aufgebaut, das man gegen Ende mit einem einigermaßen versöhnlichen Klang beschließen will, indem man den Leuten gewissermaßen zum Abschied das Gefühl vermittelt: So, die Welt ist wieder heil, wir haben jetzt Veränderungen, sprich Nachrichten gehabt, aber jetzt kehren wir wieder in den Alltag zurück. Beziehen Sie bei Ihren Vorbereitungen diese Überlegungen mit ein?

RH: Das erinnert mich ein bißchen an ein internes Papier der Bildzeitung, wo das Rezept der Bildzeitung so definiert wurde: Die Bildzeitung muß den Leuten

im Prinzip erklären, daß die Welt ganz furchtbar ist, daß aber die Bildzeitung dafür sorgt, daß nichts passiert. Ich sehe bei gewissen Privatsendern in Deutschland auch diesen Aspekt, auch in den Nachrichten. Das halte ich zum Teil für eine üble Manipulation. Es sei denn, es passiert. Da ist die Grenze fließend. Natürlich, eine gute Nachricht oder eine erfreuliche wird man nicht unterdrücken, nur um den Ruf, ein harter Journalist zu sein, der nur Blut und Tränen liefert 30 Minuten lang, nicht zu gefährden. Und es gibt auch einen Ermüdungseffekt bei den Zuschauern.

MI: Das wäre denn dann doch ein Grund, die gute Nachricht eher am Ende zu positionieren?

RH: Ja, sicher, es gibt in der Sendung einen gewissen Verlauf, einen gewissen dramaturgischen Verlauf. Es gibt oft die Idee, in manchen Nachrichtensendungen – auch wir haben das manchmal probiert – daß wir in der Mitte der Sendung einen Beitrag haben, der ein bißchen dem Zuschauer Zeit zum Ausruhen gibt, der nicht uninformativ ist, aber der nicht in dem Sinn harte Politik ist. Also meinetwegen eine Geschichte über Hongkong oder über Kambodscha oder etwas Größeres, Flächigeres, Ruhigeres, um dann wieder in einen etwas schnelleren Rhythmus zu gehen. Also diese Überlegungen gibt es auch, die spielen bei der Zeit im Bild 2 aber keine wirklich große Rolle. Womit wir die Sendung beginnen, ist natürlich ein Signal, obwohl das intern dann immer wieder bestritten wird. Ich bin der Meinung: Das erste Thema der Sendung ist ein Signal, weil es heißt, das ist uns heute, uns, der Redaktion, am wichtigsten.

MI: Das ist das erste Thema, das Sie auch vorankündigen, drei Minuten, bevor die Sendung beginnt?

RH: Das müssen wir machen, weil wir jetzt einen Werbeblock dazwischen haben und draufgekommen sind, wir verlieren sonst die Zuschauer ...

MI: Verfassen Sie diese Art Trailer oder die Redaktion?

RH: Den schreibe ich; die Moderationen schreibe ich alle, manchmal schreibe ich sie um, weil ich bekomme, Gott sei Dank, für die meisten eine Art Vorlage. Oft ist es aber auch so, daß die Moderation im Gespräch mit dem Redakteur entsteht, weil ich ja schon oft da bin, bevor der Beitrag gedreht wird, oder ich im Schneiderraum bin und zuschaue, wie der Beitrag geschnitten wird. Das ist dann ein Abstimmungsprozeß. Es ist so geregelt, daß ich für jeden Beitrag eine geschriebene Moderation bekomme, die ich unter extremem Zeitdruck auch so verwenden kann oder nur ein bißchen kürze oder nur ein bißchen etwas ändere. Normalerweise habe ich Zeit genug, alles entweder völlig neu zu schreiben oder umzuschreiben.

MI: Was halten Sie von der Theorie, daß das Fernsehen keine Nachrichtensendungen produziert, sondern eine Deutung über die Welt vornimmt, sozusagen soziales Wissen vermittelt. Können Sie dem zustimmen?

RH: Absolut. Wenn man Information reduziert auf handlungsrelevante Information, also Information, die beim Zuschauer Handlungen in Bewegung setzen kann, indem sie strikte Information ist, dann wäre das zum Beispiel die Information über eine Billigbutteraktion. Alles andere ist, um es mit Brecht zu sagen, eine höhere Form des Vergnügens und des Nachdenkens. Es gibt Bevölkerungsschichten, die überhaupt nicht zuschauen. Informationen, von denen ich sagen könnte, sie sind lebenswichtig, sind äußerst dünn gesät. Ich habe nicht die Illusion, daß eine Überschwemmung in Südamerika oder auch etwas so Grauenhaftes wie der Bombenanschlag in Israel für einen österreichischen Zuschauer Information im strengsten Sinn des Wortes ist, wenn ich auch die Ausnahme mache, daß der Zuschauer seine Osterreise nach Israel doch nicht buchen wird, weil es ihm zu gefährlich scheint. Alles andere ist im Bereich des intellektuellen Hungers einer Bildungsschicht, einer Idee zu wissen, was in der Welt passiert, zu verankern, aber nicht strikt bei der Information.

MI: Das heißt, Sie produzieren Bedeutungen über die Welt? Würden Sie dem zustimmen?

RH: Ja, ja natürlich, **wir produzieren**, wenn man's generell nimmt, **Weltbilder**. **Wir produzieren zum großen Teil leider auch Stereotype, wir produzieren ein, natürlich auch ein völlig verschobenes, Bild von der Welt, wie es sich dann auch in den Köpfen unserer Zuschauer festsetzt.** Gehen wir zurück auf Ihre Frage nach Objektivität. **Objektiv gesehen ist die Tatsache, daß jeden lieben Tag auf der Welt irgendwo 90.000 Kinder verhungern, sicher eine Nachricht, bei der man sagt, damit müßte eigentlich jede Nachrichtensendung jeden Tag beginnen, solange, bis der Zustand beendet ist.** Ist natürlich völlig unreal. **Wir haben in unserer Landkarte weiße Flecken, Afrika, Südamerika, findet nicht statt.** Jetzt rede ich nicht nur von der Kleinheit des ORF, der sich das alles nicht leisten kann, sondern ich sehe auch bei Stationen, die viel Geld haben, eine Zentrierung auf Wirtschaftsräume. Natürlich. Das ist so, aber das muß man auch wissen, daß das so ist.

MI: Sie meinen auch, daß es müßig ist, Objektivität zu fordern, weil es diese Objektivität nicht geben kann. Es kann nur Vielfalt geben.

RH: Ja, Vielfalt und vor allem, vor allem Fairness. Der Versuch, Ausgewogenheit in den Argumenten zu erzielen und der Versuch – jetzt werde ich philo-

sophisch – in dem, was ich lese, immer wieder meine Vorurteile oder meine Urteile zu überprüfen. Die Falsifizierung des eigenen Vorurteils ist ein kontinuierlicher Prozeß. Und auf diesem Weg kann man dann mit vielen Schwankungen etwas erreichen. In vielen Fällen zählt im Journalismus auch das Bemühen. Gehen wir einmal zurück und überlegen, wie haben wir vor 20 Jahren über dieses oder jenes Problem informiert, über den Kalten Krieg, welchen blanken Unsinn haben wir damals berichtet. Aber wir haben A) geglaubt, daß es wahr ist, B) hat man uns auch so informiert, und jetzt, nach 20 Jahren Verspätung, wenn die Archive geöffnet werden, kommen wir drauf, wie wir da eigentlich hereingelegt worden sind. Daher gilt für mich Fairness und Skepsis, also mit sehr viel Skepsis und dem Versuch der Fairness komme ich dem, was die Objektivität bezweckt und nie leisten kann, wahrscheinlich am nächsten.

MI: Sie kennen sicher den Amerikaner Noam Chomsky und vor allem sein Werk „Manufacture of Consent“. Würden Sie sagen, daß es diesen konsensuellen Rahmen gibt, innerhalb dessen Sie alle agieren?

RH: Absolut.

MI: Einer also mit mehr Bemühen, mit mehr Wissen, mit der Bewußtheit, andere weniger?

RM: Absolut, absolut, ich glaube daß es diesen Konformitätsdruck gibt, und ich glaube auch, und das ist etwas, was wir in Europa erst lernen müssen, daß natürlich auch die Medien über ihre Berichterstattung, über ihre Grundhaltung Kontrolle üben sollten. Da ist Amerika ein an sich ein leuchtendes Beispiel, dort wird nämlich eine Form des Journalismus praktiziert und auch schon verinnerlicht von den Journalisten, die besagt: „Auch wenn es um mein Unternehmen geht, behandle ich es so, als ob es eine andere Firma wäre.“ Das ist etwas, was in Österreich undenkbar ist, oder können Sie sich vorstellen, daß eine Zeitung über einen Konflikt in der eigenen Redaktion oder über wirtschaftliche Probleme der Bank, der sie gehört, berichtet? Daß der ORF über eigene Probleme berichtet? Über die schreiben dann die Zeitungen. Als Beispiel: Die BBC hat über den Falklandkrieg so berichtet, wie wenn es der Krieg zwischen Argentinien und Brasilien gewesen wäre und nicht der Krieg zwischen Argentinien und dem Britischen Königreich. Etwas, was ja die Regierung Thatcher und das Parlament der BBC sehr zum Vorwurf gemacht hat, aber der Generaldirektor der BBC hat gesagt, es tut uns leid, aber wir spielen bei diesem Krieg nicht mit. Und wenn ich sehe, wie bei uns schon von der Sportberichterstattung aufwärts so ein gewisser Chauvinismus durchkommt, dann bekomme ich Angst. Gott sei Dank führt Österreich keine Kriege, aber ich hätte große Bedenken, wie wir über einen Krieg, in den wir verwickelt sind, berichten.

Ich bin zuversichtlich, daß diese Schutzmechanismen auch nach Europa kommen werden. Ich bin nicht so pessimistisch. Ich glaube, daß, wenn die Eigentümer von SAT1 ihre Nachrichten so machen, daß jeder merkt, daß die Eigentümer von SAT1 da mitspielen, oder auf der anderen Seite bei RTL, dann werden die Leute bei diesen Nachrichten nicht zuschauen. Die Fernsehnachrichten haben ein hohes Ausmaß an Glaubwürdigkeit, weil die Leute von uns erwarten, daß wir den Mächtigen gegenüber kritisch sind, egal ob sie im eigenen Haus sitzen oder woanders. In dem Moment, da die Leute dieses Gefühl verlieren, verlieren wir die Zuschauer. Und als letztes möchte ich etwas sagen, und das relativiert wahrscheinlich alles, was ich vorher gesagt habe: Die Zuschauer wissen, daß nicht alles, was sie sehen, wahr ist. Und wenn sie es nicht wissen, so spüren sie es. Was ist der Unterschied zwischen einem Profi und einem Amateur in der Beurteilung einer Sendung? Der Profi muß wissen, was schlecht gemacht ist, der Amateur, sprich das normale Publikum, dem reicht es, wenn er ein blödes Gefühl dabei hat. Wir haben das Gefühl, daß die Leute merken, etwa wenn ein Politiker lügt. Sie merken es nicht beim ersten Mal, aber sie merken es. Das heißt, sie glauben auch nicht alles, was im Fernsehen ist. Die Vorstellung der Politiker und auch der Medienmacher, daß die Nation atemlos vor den Fernsehnachrichten sitzt, ist ja falsch. Die Leute essen, die Leute trinken, die Leute machen einiges und schauen zu. Und es gibt eine sehr schöne Untersuchung über die Gehirnwellenaktivität beim Fernsehen, und die hat die typische Alphawellenaktivität, die man auch mißt, wenn jemand in einen offenen Kamin schaut. Das heißt, die Leute filtern. Die Leute schauen zu, gelangweilt, weniger gelangweilt, gepackt, weniger gepackt, all das hängt von ihrer emotionalen Situation ab. Und dann kommt ein Stichwort, das sie betrifft. Und dann steigt die Aufmerksamkeit. Zum Beispiel: Stichwort „Pensionen“. Und plötzlich schauen uns alle zu, alle, die über 50 sind. Die Leute betrachten das Fernsehen auch mit einer gewissen Distanz, und das finde ich ganz gut, weil die Gefahr, daß wir einen Fehler machen und die Leute diesen Fehler auch blutig ernst nehmen, etwas wäre, was mir schlaflose Nächte verursachen würde.

MI: Zum Schluß eine Frage, die Sie bzw. Ihre Rolle als „anchorman“ betrifft. Sie sind sehr beliebt, ein gerngesehener Gast bei vielen um 10 Uhr – worauf

führen Sie diese starke, auch emotionale Bindung der Zuschauer und Zuschauerinnen zu Ihnen und damit auch der Sendung zurück?

RH: Walter Richard Langer, der leider gestorben ist, den ich auch menschlich sehr geschätzt habe, hat einmal, als ich noch ein junger Moderator war und eigentlich so gar nicht gewußt habe, wie das so geht und ich mich an anderen Vorbildern orientiert habe, zu mir gesagt: Do your own thing, mach deine eigenen Sachen. Im Prinzip geht es nur so. Ich kann mich nicht vor die Kamera setzen und mich verstellen, irgend jemand anderen spielen, der ich vielleicht gerne wäre. Nur, das geht nicht, und die Zuschauer werden es auch irgendwann merken. Dazu mache ich das zu oft. Das heißt, ich kann eigentlich nur so sein, wie ich bin. Das ist das eine. Die Emotionen treffen mich genauso. Wenn die Regierung an der Kippe steht, trifft mich das genauso wie jeden anderen. Die Leute spüren diese Emotion auch, und die halte ich auch gar nicht für falsch, also ich halte eine gewisse coolness für richtig, aber Emotionslosigkeit, so nach dem Motto: „Mich berührt nichts“, darf es nicht geben. Das ist ein schmaler Grat. Und was Gespräche angeht, ist es relativ einfach. Ich stelle die Fragen im Interesse und im Auftrag des Publikums. Es geht nicht darum, dem Publikum zu zeigen, was ich alles gelesen habe und welche Fremdwörter ich in einer Frage verwenden kann und wie ich eine Frage so stellen kann, daß nur fünf innenpolitische Journalisten die Frage und vier innenpolitische Journalisten die Antwort verstehen. Ist auch eine Möglichkeit, wird auch praktiziert, halte ich für falsch. Ich kann nur die Frage stellen, die – wie ich glaube – die Zuschauer verstehen, und das ist einfach eine Frage des Selbstvertrauens, das erst mit der Routine kommt. Dann erst stellt man die einfache Frage. Die komplizierte Frage stellt man am Anfang, weil man zeigen will, was man alles gelernt hat. Bis man dazukommt, die einfache Frage zu stellen, braucht man jahrelanges Training.

MI: Ich danke für das sehr ausführliche und offene Gespräch.

Mit Robert Hochner sprach S. Krucsay.